

fragt sich bestimmt auch schon, wo ich bin. Aber ich bleibe, weil, nun ja, aus Mitgefühl für Jordan. Ziemlich hartes Los in der Mütter-Lotterie.

Als er und seine Mom ihre Umarmung lösen, sieht sie, dass ich hier immer noch herumstehe. »Sorry ... Ich bin ein hoffnungsloser Fall am Grill. Vinny hat das normalerweise ...« Sie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen, und ich denke nur: *Bitte nicht. Bitte, zieh mich da nicht mit hinein. Ich versuche doch gerade, ein guter Kerl zu sein.*

Und offenbar bin ich wirklich ein feiner Kerl. Denn ohne langes Nachdenken frage ich: »Kann ich helfen?«

Sie schaut mich mit Tränen in den Augen an. »Kannst du grillen?«

Ich lache. »Ähm. Ja, ganz okay, schätze ich.«

Sie wischt sich die Tränen weg. »Brauchst du einen Job? Wenn du auch nur ein bisschen von Essen verstehst, kannst du hier anfangen.«

Mann, ich wünschte, Sie hätten mich das vor einer Stunde gefragt, geht es mir als Erstes durch den Kopf. Da hat mir nämlich meine Mutter die frohe Botschaft verkündet: Max fantastischer Sommer würde vorbei sein, bevor er begonnen hat, hatte sie mir erklärt. Ein Vollzeitjob bei der State Farm Versicherung, bis zum Beginn meines Senior-Years. In der Datenerfassung. Was meine Seele schier in Stücke reißen wird.

Aber dann überlege ich: *Vielleicht lässt meine Mom Gnade walten, wenn ich einen anderen Job vorweisen kann?* Also frage ich: »Ist das Ihr Ernst?«

»Ob ich das ernst meine?«, wiederholt sie trocken. »Hast du mich in Aktion gesehen? Ein Video davon würde auf YouTube viral gehen. Aber das lasse ich auf keinen Fall zu.«

»Was müsste ich denn tun?«, frage ich. Ich sehe Jordan an und kann an seiner Miene nicht deuten, ob das hier für ihn okay ist oder nicht. Aber dann fällt mir die Bemerkung seiner Mom über Obdachlosigkeit wieder ein, und ich überlege, dass das, was ich gerade tue, aus Jordans Perspektive vielleicht nicht das Schlechteste ist.

»Ich meine ... den Laden hier schmeißen. Du und Jordan. Findet heraus, wie ihr den Truck zum Laufen bringt.«

Genau das hatte ich hören wollen. Denn ja, zur Hölle, mir ist es schon fast egal, wie viel ich hier verdienen kann. Das hier ist der perfekte Job. Man nehme einen Food-Truck, bringe ihn auf Vordermann und rette ganz nebenbei eine Familie und ihr Zuhause. Scheitern kommt nicht infrage. Ich kann förmlich spüren, wie ich zum Superhelden mutiere:

In einer Welt, in der ein Food-Truck mit einer ziemlich übersichtlichen Speisekarte die letzte Hoffnung einer Familie darstellt, ist Max Morrison nicht nur ein Guter Samariter – nein, er ist ein Großer Samariter. Er wird zum Retter in der Not, so wie immer.

Und ein Superheld, der nicht bei der State Farm schuftet muss. Yeah!

»Ich bin dabei«, sage ich.

Jordan zeigt keinerlei Reaktion, während seine Mutter einen dramatischen Seufzer ausstößt. »Gott sei Dank!«

Bevor ich zu meiner Mutter zurückgehe, um ihr die Neuigkeit zu überbringen, verabreden Jordan und ich ein Treffen für den nächsten Tag.

»Du bist mein Retter«, verkündet Lydia, und ich denke nur: *Wie schwer kann es schon sein, so einen Food-Truck zu retten?*



2

Jordan

Kaum sind wir zu Hause angekommen, macht Mom sich – dem Himmel sei Dank – auch schon wieder auf den Weg, sodass ich mich sofort auf mein Notizheft stürzen kann.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch, schiebe die Lavalampe zur Seite und mache mich daran, alles aufzuschreiben, was mir durch den Kopf geht.

*Hier ist ein Junge, der versagt hat
Auf seine Mutter aufzupassen
Wie ihn aufgetragen war
Verdient hätte er, zweimal zu sterben
Für die Sünde, versagt zu haben
Und
Für die Sünde, so lahm zu sein
Denn ich kann, kann, kann, kann das nicht
Ich kann nicht ich kann nicht
Ich kann nicht ich kann nicht ich schaff es nicht
Nieinals*

Ich schlage mein Heft zu, schleiche zu meinem Wasserbett, schmeiße mich auf den Bauch und frage mich, was wohl passieren würde, wenn ich mein Gesicht einfach ins Kissen presse, bis ich erstickte. Könnte ich das bis zum Ende durchhalten?

Über diesen Gedanken kann ich nur die Augen verdrehen.

Ich will nicht sterben. Ich glaube, es ist nur so, dass ich nicht die Verantwortung dafür tragen will, ob wir nun obdachlos werden oder nicht.

In welcher Welt kann ich es schaffen, mir genug Wissen darüber anzueignen, wie man mit einem Grill umgeht, um einen Food-Truck zu betreiben? Im Sommer, wenn es draußen jeden Tag 40 Grad heiß ist? Darüber zerbreche ich mir den Kopf, seit meine Mutter mich dazu überredet hat, Dads Truck wieder in Betrieb zu nehmen. Und jetzt hängt es allein an mir und einem wildfremden Gleichaltrigen? Wie soll das funktionieren?

Wie es wohl in einem Obdachlosenasyll ist? Werden wir wirklich in so einem Heim enden?

Oder sollte ich vielleicht versuchen, meinen Körper zu verkaufen?

Okay, darüber muss ich jetzt lachen. Ja, klar, als würde irgendwer für *meinen* Körper Geld bezahlen wollen.

Ich kann, kann, kann das nicht.

Ich will meinen Vater zurück.

Meinen Vater. Ja. Ich muss dringend mit ihm reden. Selbst wenn er mir nicht antworten kann.

Ich gehe in das Schlafzimmer meiner Mutter. Ihre Laken sind zerwühlt, als hätte gerade ein Kampf darin stattgefunden. Auf dem Nachttischchen steht eine halbvolle Pepsi Light, daneben das Papier von drei Schokoriegeln, eine Schale mit Weintrauben, die auf dem besten Weg sind, Rosinen zu werden. Außerdem eine Tüte Sweetos, die offenbar die süße Version von Cheetos sind. Ekelhaft.

Ich setze mich einen Augenblick auf das ungemachte Bett meiner Mutter, das nach ihrer Blaubeer-Sheabutter-Waschlotion riecht.

Mom, was mache ich nur mit dir? Ich schließe kurz die Augen, bevor ich den Blick schweifen lasse. Ihr Zimmer sieht aus wie das einer Frau, die wirklich hart schuftet und sich keine Reinigungsfrau leisten kann – nur, dass meine Mutter nicht mehr arbeitet. Früher war sie mal Zahnarzhelferin, aber nach dem Tod meines Vaters ist sie nie wieder zur Arbeit gegangen. Wir leben hauptsächlich von der Auszahlung der Versicherung, die mein Dad uns hinterlassen hat, was nicht gerade viel ist, aber zum Leben hat es bisher gerade so gereicht. Das ist in Ordnung. Mom ist zerbrechlich, und das weiß ich.

Was mich aber aufregt, ist dieses Theater. Ihre *persönliche Theateraufführung*, wie Mom das nannte, als ich ihr einmal gesagt habe: »Schluss mit dem Theater«. Ich weiß einfach nie, wann ich mich für sie freudschämen muss, weil sie mal wieder total ausrastet. Wie zum Beispiel ausgerechnet vor Max, diesem coolen Typen aus der Schule. Genau, Mom – das war *echt übel*.

Ich liebe meine Mom. Ich liebe die Lydia Edwards, die Schnitzeljagden veranstaltet, bei denen wir, wenn wir innerhalb von zwei Stunden alles gefunden haben, mit Süßigkeiten belohnt werden. Die mit Dorcas, unserem Goldendoodle, auf dem Boden herumtollt. Die jedes Jahr zu Weihnachten darauf besteht, in hässlichen Schlafanzügen die Nachbarschaft abzuklappern und Weihnachtslieder mit falschen Texten zu schmettern.

Und die verstörte Frau, die manchmal vergisst zu duschen, die zu dünnhäutig ist, um einen Food-Truck zu führen, und die ihre Tage damit verbringt, von morgens bis abends auf unserer abgewetzten Ledercouch zu liegen, ihre Lieblingsrealityshow *Beast and the Beauties* zu glotzen und den Teilnehmenden dabei Obszönitäten entgegenzuschleudern, während sie Schokoerdnusslinsen inhaliert? Ja, ich liebe auch diese Mom, aber sie macht mir Angst.

Ich habe meinem Vater vor vier Jahren, kurz vor seinem Tod, versprochen, mich um sie zu kümmern, und ich gebe mir die allergrößte Mühe, mein Versprechen zu halten. Wenn meine Mutter zusammenbricht, tue ich, was ich kann, um ihr zu helfen. Ich lasse sie sich an meiner Schulter ausweinen, gehe einkaufen und koche das Essen. Und wenn sie sich wieder in meine Supermom zurückverwandelt, verliere ich über alles andere kein Wort mehr, weil ich so froh bin, dass sie wieder da ist. Aber ich befürchte, egal was ich tue ... Es ist niemals genug.

Noch bis vor zwei Tagen hatte ich keine Ahnung, dass wir fast pleite sind. Mom zahlt unsere Rechnungen. Zumindest bin ich davon ausgegangen. Aber jetzt weiß ich Bescheid. Wir müssen bis zum fünften Juli fünftausend Dollar Hypothek zurückzahlen, oder wir verlieren unser Haus. Und da Dads Lebensversicherung offenbar aufgebraucht ist, gehe ich davon aus, dass die Sache an mir hängen bleibt. Zumindest solange, bis Mom einen Job findet, nach dem sie, wie sie mir versichert hat, von jetzt an suchen will. Aber ich glaube nicht daran, dass sie einen findet, und schon gar keinen, der innerhalb eines Monats so viel Geld einbringt.

Ich klopfe zuerst sanft auf das Bett, dann schlage ich fester zu. Mit dem Klopfen sende ich meine Liebe in die zerknüllten Laken, in der Hoffnung, dass Mom okay sein wird. Dass *für uns* alles okay sein wird. Mit den Schlägen gestehe ich mir ein, dass es hoffnungslos ist. Schon bald werden wir kein Dach mehr über dem Kopf haben. Ich stehe auf, gehe zu ihrem Schrank und steige hinein.

Im Schrank riecht es schwach nach Moms billigem Fruchtparfum, von dem ich ihr schon tausendmal gesagt habe, sie soll es nicht auftragen. Ich habe ihr mindestens genauso oft vorgeschlagen, dass wir zusammen in die Mall gehen können, um ein besseres zu besorgen. Aber sie will nicht. Und deshalb riechen Teile unseres Hauses, einschließlich ihres Kleiderschranks, immer nach überreifer Melone. *Brechreiz*.

Von dem Gestank abgesehen ist das Tolle an dem Schrank, dass es der einzige Ort ist, an dem mein Vater noch existiert.

Mom weigert sich, seine Cowboystiefel wegzuworfen. Sie sind braun, und der Schaft ist mit einem weißen Diamantmuster bestickt. Ich lasse mich auf dem Schrankboden nieder, ziehe seine Stiefel an mich und schließe die Augen.

Im ersten Jahr nach seinem Tod bin ich manchmal hierhergekommen, habe das Licht im Schrank angemacht, die Tür hinter mir geschlossen und saß einfach mit den Stiefeln im Arm da. Das hört sich vielleicht bescheuert an, aber die Stiefel sind das Einzige, was mir von ihm geblieben ist. Und auch wenn mein Vater kein bisschen wie ich war, habe ich ihn mit jeder Faser meines Herzens geliebt und wusste im tiefsten Inneren, dass er mich ebenso liebt – auch wenn ich niemals auf dieselbe Weise männlich sein werde,